

auch die Nützlichkeit des CDU-Mannes Schwarz für die weiteren Geschäfte aufgegangen — obwohl „die chinesischen Rüstungsleute“, wie Müller sich erinnert, „natürlich viel lieber mit Strauß oder Kohl ins Gespräch gekommen wären“.

Müller arrangierte es, daß Schwarz schon im November 1978 mit einer Wirtschaftsdelegation nach Peking reiste; als „Staatsminister a. D.“ war er Müller schon aus protokollarischen Gründen überaus genehm. Geduldig widmeten sich die Herren Tschang Tschen, Minister für Rüstungsindustrie, und Kang Shi-en, stellvertretender Ministerpräsident, zunächst den mittelstandspolitischen Anliegen des deutschen Christdemokraten, dann ließen die Gastgeber den Wunsch durchblicken, eines Tages chinesische Praktikanten zur technischen Ausbildung in Schwarz' Wahlkreis zu schicken.

Als der CDU-Abgeordnete im Juli 1979 ein zweites Mal nach Peking flog, um namens der Industrie- und Handelskammer Koblenz über den Praktikanten-Austausch zu verhandeln, hatte er sich mit Müller, dem deutschen Manager dieser Kontakte, näher bekannt gemacht. Beide waren schnell beim Du und trieben miteinander kleine Geschäfte: Müller nahm Schwarz für 17 000 Mark einen hellblauen Perserteppich, einen Nain, ab, den der Abgeordnete bei einer Iran-Reise erstanden hatte. Und wenn der Handelsvertreter mal schwach bei Kasse war, zückte der CDU-Politiker auch schon mal generös das Scheckbuch und half über den nächsten Ersten.

Schwarz fand nichts dabei, sich von Müller („Heinz, ich zahl dir die Reise“) aushalten zu lassen und im Gegenzug als „Repräsentant der CDU“ ihm protokollgerechte Auftritte in China zu verschaffen. Was der Waffenhändler damals in Peking insgeheim verhandelte, will der Leubsdorfer nie erfahren haben — nur daß da „Wehrexperthen“ das Wort führten.

Ganz geklärt haben auch die BKA-Ermittler noch nicht die Rolle, die dem Django aus Rheinland-Pfalz bei der Einfädelung eines internationalen Dreiecksgeschäfts zwischen China, Somalia und deutschen Rüstungsfirmen zugeordnet gewesen sein könnte.

Wenn der Schwarz-Freund Müller bei Vernehmungen die abgeschlossenen Verträge erläutert, formuliert er locker: „Es ging um 2000 chinesische Panzer und 25 000 chinesische Kalaschnikows für Somalia, das doch da in Ostafrika das Theater mit Äthiopien hat.“ Das Geschäft, so Müller, sollte „von den Franzosen“ finanziert werden, und „für die knappe Milliarde an Erlös wollten die Chinesen bei der deutschen Industrie jede Menge Elektronik kaufen“.

Schwarz war längst wieder aus China abgereist, als Müllers Makel-Arbeit in Peking Resultate zeitigte. Be-



Schwarz-Pachtgrundstück in Leubsdorf: Geschäfte am Forellenteich

stärkt von einem bestätigenden Telex der spanischen Rüstungsfirma „Vufag“, wies der in Peking logierende Waffenhändler die chinesischen Partner auf das Interesse der Somalis an Maschinengewehren vom Typ AK 47 und an Panzern vom Typ T 59 hin.

Hart pokerten dann die Partner — Müller-Germany immer dazwischen, mal am Telefon, mal am Telex — um die Preise: Die Maschinengewehre wurden schließlich mit 185 Dollar pro Stück, die Panzer mit 1,45 Millionen Mark bewertet. Für 800 Millionen Mark gab die Bank of China eine Liefergarantie; als französische Kontaktbank wurde die Crédit Lyonnais eingeschaltet.

Müller ließ schließlich die Kauf-Verträge in Peking schreiben und unterzeichnen und per Luftpost zur somalischen Botschaft nach Paris schicken. Wenige Tage später kamen die Doppel, nun auch vom somalischen Botschafter signiert, nach Peking zurück. Stolz setzte dann, auf Wunsch der Chinesen, Müller sein „Müller“ darunter.

Wenn alles wie geplant gelaufen wäre, hätte der Makler für seine Bemühungen 7,5 Prozent Provision verlangen können — mindestens 60 Millionen Mark. Ihm unterliefen jedoch zwei Fehler: Er ließ eine Photokopie des Vertragswerks allzu offen in seinem Büro herumliegen, und er plauderte gegenüber deutschen Handelskollegen Einzelheiten über das Pekinger Geschäft aus.

Als einer aus der Branche bald darauf chinesische Maschinengewehre auf dem grauen Markt zum Verkauf anbot und einem Agenten des BKA aufsaß, gerieten Müller und mit ihm der Polizeiminister a. D. rasch in Verdacht. Seither ermitteln Polizei und Staatsanwaltschaft nach Paragraph 4a des

Kriegswaffenkontrollgesetzes, der dem Gewerbe des Erich Müller seit 1978 jegliche Basis entzieht.

Denn schon wer „einen Vertrag über den Erwerb oder das Überlassen von Kriegswaffen, die sich außerhalb des Bundesgebietes befinden“ (Gesetzestext), vermittelt oder auch nur Gelegenheit zu einem solchen Vertrag nachweist, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren bestraft — es sei denn, die Bundesregierung hätte ein solches Geschäft ausdrücklich genehmigt.

Wie immer die Justiz Müllers Peking-Handel schließlich strafrechtlich bewertet, Schwarz fühlt sich „geleimt“. „Immer schon“, sagt der Politiker, habe er dem Händler geraten: „Denk daran, daß das alles nicht eine Schwelle überschreitet.“ Und trotz steter Warnungen, klagt der einstige Polizeiminister, habe er sonst so clevere Waffenhändler auch noch eine zweite Maxime mißachtet: „Wenn ich was Schiefes mache, dann keine Papiere darüber.“

STUDENTEN

Zipfel rechts

Nach Jahren der Stagnation melden studentische Verbindungen Zulauf. Schon fürchten Linke: „Die Herren mit dem Hackepeter-Gesicht machen sich wieder breit.“

Zumindest eines haben sie alle gemeinsam — der rechte Kanzlerkandidat Franz Josef Strauß und der linke Kanzleramtsminister Gunter Huonker, Erzbischof Josef Höffner und Generalbundesanwalt Kurt Rebmann, auch Bundestagspräsident Richard Stücklen (CSU), Dresdner-Bank-Chef Hans

Friderichs (FDP) und Wohnungsbauminister Dieter Haack (SPD): Sie sind, trotz vorgerückten Alters, Mitglieder studentischer Verbindungen.

Als „Alte Herren“ halten sie wie rund 163 000 weitere Westdeutsche jene skurrilen Männerbünden die Treue, die noch vor zehn Jahren an Nachwuchsmangel abzusterben drohten. Damals, zur Apo-Zeit, war das Verbindungswesen mehr denn je als ein Relikt vergangener Zeiten verpönt, und der farbentragende Student galt, so die liberale Hamburger „Zeit“, als „deutscher Michel in seiner schmähhlichsten Gestalt“.

Seither hat das Ansehen der Korporierten sich kaum gewandelt. „Bier im Bauch, Schmiß im Gesicht, Stroh im Kopf und ausgestattet wie ein Pfingstochse“ — so karikierte noch letzten Monat eine Gewerkschaftszeitung den typischen Farbstudenten.

Auch der Anteil der „Aktiven“ in der Studentenschaft ist nach wie vor verschwindend gering: Nur rund 37 000 der etwa 900 000 westdeutschen Hochschüler, mithin keine fünf Prozent, sind in Verbindungen organisiert — wenig im Vergleich zu den zwanziger Jahren, als mancherorts zwei Drittel aller Immatrikulierten dabei waren.

Gleichwohl scheinen die Verbindungen den Tiefpunkt, an den sie in den siebziger Jahren geraten waren, langsam zu verlassen. An einigen Hochschulen zumindest gewinnen sie wieder an Einfluß, Korpsstudenten wie Wolfgang Reinecke vom „Coburger Convent“ sehen schon „das Ende der mageren Jahre“ dämmern, und auch ihre Gegner haben's bemerkt. „Die Herren mit dem Hackepeter-Gesicht“, meldete jüngst das Gewerkschaftsblatt „Metall“, „machen sich wieder breit.“

Über zwanzig aktive Studenten gehören derzeit beispielsweise der Burschenschaft „Wartburg Köln — Germania Leipzig“ an, neun mehr als noch vor zwei Jahren. Die „Turnerschaft Ghibellinia“ verdoppelte ihre Mitgliederzahl binnen fünf Jahren auf dreißig. Die Münchner „Alemannia“ stockte ihren zwanzigköpfigen Burschenstand in den letzten beiden Semestern um fünf auf. Bei der Würzburger „Adelphia“ haben sich vier Neue angesagt — der Schnitt vergangener Jahre lag bei einem.

Auch bei der „Germania-Jena“ zu Göttingen „läuft's zur Zeit ganz ordentlich“, wie ein Sprecher verrät; aus Konstanz und Passau werden Neugründungen gemeldet. Und wie in den fünfziger Jahren schlendern Scharen von Verbindungsstudenten — Käppi auf dem Kopf, Farbband vorm Bauch — über den Marburger Marktplatz.

„Seit, wollen wir mal sagen, die Linken an den Unis wieder auf dem Rückmarsch sind“, deutet Ernst Wreden, Altbursche von der „Alemannia Heidelberg“, das personelle Plus, „sind wir

wieder im Kommen“ — zur Freude vieler Würdenträger in Staat und Hochschule, die den zagen Trend nach Kräften fördern.

Bundespräsident Karl Carstens etwa empfing kürzlich in der Villa Hammer-schmidt die Bonner „Alania“ und rühmte die Verbindungen als Chance, „dem allgemein verbreiteten Übel der Bindungslosigkeit“ die Stirn zu bieten. Niedersachsens Finanzminister Walther Leisler Kiep mochte beim Deutschen Burschentag in Celle Anfang Juni nicht fehlen.

„Burschen heraus“, wünscht sich Adolf Laufs, Rektor der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg, um „unverbindliche Geselligkeit“ durch „beständige Freundschaft“ zu ersetzen.



Verbindungsstudenten*: „Heute muß alles besoffen sein“

Auf dem Stiftungsfest der hundertjährigen Burschenschaft „Cimbria“ erbat sich unlängst Nikolaus Prinz Lobkowitz, Präsident der Ludwig-Maximilians-Universität München, „Solidarität mit Ihren Hochschullehrern“ für den Fall, daß „Rote Zellen“ Lehrende in politische Diskussion verwickeln. In Freiburg feierte der dortige Rektor und Moraltheologe Bernhard Stoeckle mit der „Teutonia“ den 17. Juni, in Saarbrücken amtierte Uni-Präsident Paul Müller als Schirmherr eines Burschenfestes.

Bei soviel offiziellem Zuspruch nimmt es kaum wunder, daß die Korporierten vielerorts auch Mitstreiter im Kampf gegen hochschulrechtliche Restriktionen finden, mit denen die Farbstudenten nach dem Zweiten Weltkrieg aus den Universitäten verbannt werden sollten. So hatte 1949 die Westdeutsche Rektorenkonferenz beschlossen:

* „Coburger Convent“ beim Festkommers.

Im Bilde der kommenden studentischen Gemeinschaft wird kein Platz mehr sein für Veranstaltungen von Mensuren, die Behauptung und Herstellung eines besonderen studentischen Ehrbegriffes, die Abhaltung geistloser und lärmender Massen-geläge, die Ausübung einer unfreiheitlichen Vereinsdisziplin und das öffentliche Tragen von Farben . . . Die Universität wird auch die Trennung von ihrer Seite vollziehen.

Unter Berufung auf diese Empfehlung untersagten viele Hochschulverwaltungen damals das Farbentragen auf dem Universitätsgelände. Mit derlei Verboten sollte das Wiederaufleben beispielsweise der Burschenschaften verhindert werden, die von ihren Mitgliedern schon 1919 den „Ariernachweis“ verlangt hatten und die weithin noch immer „Menschen nichtdeutscher

Abstammung“, Kriegsdienstverweigerern und Frauen (Jargon: „Eierstöcke“) die Mitgliedschaft versagen.

Neuerdings jedoch gelingt es den Verbindungen immer häufiger, die alten Beschränkungen aufheben zu lassen. In Freiburg, wo sich Burschen von der „Teutonia“ zum Semesterbeginn in voller Montur in eine Vorlesung gedrängt hatten, annullierte Rektor Stoeckle Ende Mai das Farben-Verbot. In Marburg erklärte sein Kollege Walter Kröll die Order ebenfalls für obsolet. In Berlin streiten Studenten der Freien Universität derzeit für eine Regelung nach Marburger Muster.

Zur bundesweiten Offensive sind vier Bünde angetreten:

▷ der „Coburger Convent“, ein Zusammenschluß aus „Landsmannschaften und Turnerschaften“, die sich 1860 zum Deutschen Turnersfest im fränkischen Coburg zusam-

mengetan hatten, um „geistige Allgemeinwerte“ zu pflegen;

- ▷ die „Deutsche Burschenschaft“, die ursprünglich unter der Fahne Schwarzrotgold gegen Fürstenwillkür stritt, später aber Front machte gegen Republikaner und Demokraten;
- ▷ die Kösener und Weinheimer „Corps“ mit über 160 Dependancen im Lande, darunter Klubs wie „Borussia“ Bonn oder „Saxonia“ Göttingen, in denen sich einstmal Adelige sammelten und die heutzutage Industriellensöhnen als standesgemäße Verbindung dienen;
- ▷ der „Cartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen“ (CV), der mit 116 Filialen überall in der Bundesrepublik vertreten ist und der die „Zulassung von nichtkatholischen Christen“ für „nicht erforderlich“ hält.

Von gestern sind nicht nur die Namen, sondern auch die Rituale: Exakt regelt der „Comment“, wann beispielsweise gesungen wird: „Zum Zippel, zum Zappel, zum Kellerloch hinein, heute muß alles besoffen sein.“

Neue heißen noch immer „Füchse“ und tauschen mit ihrem künftigen „Biervater“ einen „Zipfel als Zeichen freundschaftlicher Verbundenheit“ aus, der laut Reglement „am Halter rechts am Hosenbund getragen wird“. Für voll genommen wird vielerorts nur, wer „geburscht“ und — pflichtgemäß oder fakultativ — jene rituelle Handlung absolviert hat, die gelegentlich den Schmiß, die Schmucknarbe, hinterläßt.

Da stehen sie dann beim Zweikampf, den „Schläger“ in der Hand, um sich auf Distanz zu messen. Über die Nase wölbt sich der blecherne Bügel der Mensurbrille, die das Blickfeld einengt,



Mensur 1919 (in Marburg)
Wer zuckt, gilt als Feigling

eine „Krawatte“ schützt den Hals vor der Klinge. Wer bei den vorgeschriebenen „dreißig Gängen à fünf Hieben“ zuckt, gilt als Feigling und muß nochmal auf den Paukboden.

Die Deutsche Burschenschaft überläßt die Entscheidung über den Waffengang mit scharfer Klinge den Untergliederungen, die zumeist den alten Aufnahme-ritus ungebrochen praktizieren. Und auch bei den Corps ist es noch immer Usus, zum Schläger zu greifen.

Denn in der „Kontrahage“, im Kampf Mann gegen Mann, scheidet



Burschentag 1980 (in Celle)*: Kampf um Ehre und Karriere

sich für sie allemal „der Mitläufer von dem, der für die Sache steht“ (so Burschenschaftler Wreden). Die Sache, die sie meinen, heißt vornehmlich Deutschland, und zwar nicht zu knapp.

„Der deutschlandpolitischen Konzeption der Deutschen Burschenschaft“, setzt etwa die Gießener „Germania“ den rechten Akzent, „liegt zuvörderst die Auffassung zugrunde, daß sich das Gebiet des Deutschen Volkes nicht nur auf Mittel-, Ost- und Westdeutschland erstreckt, sondern selbstverständlich auch Österreich und Südtirol umfaßt.“

Mehr als derlei Deutschtümelei beeindruckt manch einen Studenten, der sich den Verbindungen zuwendet, deren Bereitschaft, tatkräftig Lebenshilfe zu leisten — etwa durch Vergabe von Plätzen im Verbindungshaus. „Die Zimmerknappheit in Köln ist ganz beträchtlich“, gesteht einer von der Burschenschaft

„Wartburg Köln — Germania Leipzig“, „und so ein Zimmer ist schon ein Mittel, jemanden aktiv zu machen.“

Ein anderer Beitrittsgrund stand kürzlich in der „Welt“, in einer Sonderbeilage über die „Karriere 80“: In Verbindungen, „auf Herrenabend in geselliger Runde“, so Bundesbruder Wilm Herlyn von der „Rhenania“ Würzburg, erfahre man, welcher „Job frei“, „welcher Mann gesucht“ sei. „Kartellbruder zu sein“, räumt CVler Norbert Sklorz ein, „ist bei gleicher Qualifikation zweier Bewerber in der Regel förderlich und sehr hilfreich.“

Doch die Zeiten, in denen, um die Jahrhundertwende, mehr als sechzig Prozent der Spitzenpositionen in der Verwaltung mit Verbindungsbrüdern besetzt waren, sind längst vergangen — obgleich einzelne Arbeitgeber immer noch vorzugsweise ehemalige Corpsstudenten einstellen. Bei der Allianz-Versicherung etwa kommt zum Zuge, wer der „Rhenania“ Würzburg oder der „Frankonia“ München angehört; Generaldirektor Wolfgang Schierer ist Bonner „Borusse“ und im „Kösener Seniorenverbund“ organisiert.

Ein anderer Grund freilich, aus dem sich manch einer neuerdings den Verbindungen zuwendet, ist jüngerer Duktus und hat mit Ehre oder Karriere rein gar nichts zu tun: Der Berliner Politologe Tilman Fichter sieht eine der Ursachen für die Renaissance der Burschenbünde schlichtweg in „zunehmender Angst der männlichen Kommilitonen vor selbstbewußten Studentinnen“. ♦

* Mit den Politikern Kiep (3. v. l.) und Haack (4. v. l.).